

DORF DER KATZEN

Ein Fantasy-Roman
von Bernhard Fritz

**ΠΡΟΛΟΓΟΣ:
Η ΠΡΟΦΗΤΕΙΑ**

**PROLOG:
DIE PROPHEZEIUNG**

IN EINER NEUEN ZEIT
WO DIE STERNE SICH VERDECKEN
UND EIN ZWEITER MOND ERSCHEINT
EINE ERWÄHLTE WIRD KOMMEN VON FERN

SIE WIRD REISEN IN EINER BARKE
OHNE SEGEL UND RUDER
UND SIE WIRD TRAGEN DAS MAL DER EINEN
UND GOLD AUF DEM HAUPT

ERHEBEN WERDEN SICH ALSBALD
DIE STAUBGEBORENEN BESTIEN
SIE WERDEN KOMMEN AUS DER NACHT
UND NEUN WIRD SEIN IHRE ZAHL

HALTEN KÖNNT IHR SIE
MIT DER HEERSCHAR DER EINEN
UND DEM FEURIGEN KREIS
GESCHLAGEN UM DEN HORT

SPEERE AUS GLAS
WERFEN IN DEN STAUB SIE ZURÜCK
AUS DEM SIE WIEDERKOMMEN
STÄRKER DENN JE
NEHMT IHR STRAHLEN DES RA
GEFANGEN IM KRISTALL
KÖNNT BLENDEN IHR SIE
DOCH NICHT AUF EWIGE ZEIT

SO IHR SIE SCHLIESSLICH BEKÄMPFT
MIT SPEEREN ZERFALLENDEN ERZES
WERDEN SIE VERDERBEN
UND VERSTREUEN IHR LEBEN

VERGEHT DER LETZTE DIENER
DES FALSCHEN DIENERS
WERDEN DIE GÖTTLICHEN SCHWESTERN
WIEDER VEREINT

SANFTMUT NIMMT DEN ZORN IN SICH AUF
UND DAS EILAND WIRD VERGLÜHEN
WENN DIESER TAG SICH NEIGT



Sein Name war „o Gerontas“, der Alte. Es war auch zugleich sein Titel, der seine besondere Stellung unter den anderen Abbildern unterstrich.

Alt war er. Uralt, fast siebzig Jahre - für seine Spezies ein schier unglaubliches, geradezu biblisches Alter.

Er war nun im siebten Leben, seinem letzten.

O Gerontas lag ausgestreckt auf dem betonierten Flachdach eines Hauses, wie es für den südöstlichen Mittelmeerraum so typisch ist: rechteckig-geduckt, mit kleinen Fenstern, um im Sommer die Hitze draußen und im Winter die Wärme drinnen zu halten.

Weiß gekalkt die Wände als Sonnenreflektor, blau gestrichen die Fenster- und Türrahmen, die Fensterläden und die Haustür.

Blau hält böse Geister und den bösen Blick, den „*kako mati*“, vom Haus und seinen Bewohnern fern – das wusste hier jedes Kind.

Kein schräges Satteldach mit Ziegeln, ein einfaches Flachdach mit einer kleinen umlaufenden Mauer entlang der Dachkante, unterbrochen von Abflussöffnungen für Niederschlagswasser. Ein Flachdach heizt sich im Sommer weniger auf und benötigt weniger Baumaterial, vor allem weniger Holz als ein geneigter Dachstuhl. Wichtig für eine Gegend, wo es kaum mehr Bauholz zu holen gab und jeder Balken, jedes Brett auf dem Seeweg von weit her teuer herangebracht werden musste.

Außerdem ist so ein Flachdach ein herrlicher Ort zum Faulenzen, Nachdenken und Philosophieren: Man liegt vor Blicken geschützt hoch über dem Treiben in den Gassen darunter, spürt unter sich den sonnendurchwärmten Beton und kann seine Gedanken fließen lassen.

Und das tat o Gerontas auch mit Hingabe und täglich stundenlang.

Normalerweise kam er gerne auf „sein“ Dach, um über die Welt im allgemeinen, das Dorf und seine Rolle darin im speziellen und ganz speziell über die Frage seines Nachfolgers nachzudenken, wenn er bald in das Reich DER EINEN gehen würde.

Normalerweise. Aber in letzter Zeit musste er sich mit anderen, ungewohnten Gedanken beschäftigen, musste sie zu Ende denken. Abwägen, Entscheidungen treffen.

DIE EINE hatte ihn aufgefordert, Vorbereitungen zu treffen. Die Prophezeiung habe begonnen und würde sich bald erfüllen. Er und die anderen Abbilder mussten sich darauf vorbereiten. Er wusste schon lange um die Prophezeiung und die Rolle des Dorfes darin. Aber er wusste bisher nicht, wann es soweit sein würde. Jetzt hatte SIE es ihm gesagt.

Er dehnte und reckte sich auf der Seite liegend, den Rücken konkav durchgedrückt, die Vorderläufe mit ausgefahrenen Krallen und durch die angespannten Muskeln zitternd ausgestreckt. Der Kopf lag weit im Nacken, das Maul zu einem lautlosen Gähnen aufgerissen, das zwei imposante Eckzähne entblößte. Dann kauerte er sich wieder zusammen, die Vorderpfoten unter den Körper geschoben, die Augen halb geschlossen.

O Gerontas war das, was man landläufig einen Prachtkater nennen würde. Groß, massig, aber nicht fett, fast 5 Kilogramm durchtrainierte Muskeln. Schwarzes Fell, das in der Sonne einen Stich ins Mahagonifarbene und hellere Muster zeigte. Wie bei einem Panther. Allerdings war sein Fell nicht pantherartig kurz und glänzend, sondern länger, speziell um den Hals, an den Flanken und am Schwanz, was ihm eher das Aussehen einer fast schwarzen Wildkatze verlieh.

Auf jeden Fall passte sein Erscheinungsbild nicht so recht zu den vier anderen Katzen, die in unterschiedlichsten Stellungen um ihn herum saßen und lagen und die das typische Mittelmeerkatzen-Aussehen hatten: schlank, grazil und hochbeinig, mit spitzen Schnauzen, überproportional groß wirkenden Ohren, bleistiftdünnen Schwänzen und kurzem, fast schütter wirkendem Fell.

Zwischen ihnen war er eine beeindruckende Erscheinung, trotz oder gerade wegen des ausgefransten Ohrs und der Narbe quer über dem Nasenrücken – Andenken und Tapferkeitsauszeichnungen aus seiner Sturm- und Drangzeit im ersten Leben, als er sich noch als einer unter vielen behaupten musste.

Bis er hierher kam.

Oder vielmehr: hierher geholt wurde.

Seine Gedanken schweiften wie schon so oft zurück über die Jahre und Jahrzehnte, übersprangen seine Leben und kamen am Beginn seines ersten Lebens zum Halt.

Er sah sich wieder als namenlosen Streuner im Piräus, dem Hafen von Athen, in einer dreckigen Straße eines dreckigen Viertels unten am dreckigen Hafenwasser.

Der tägliche Kampf um sein kleines Revier, das ihm ständig von irgendwelchen anderen Streunern streitig gemacht wurde. Der tägliche Kampf ums Fressen, um einen Schlafplatz und um schöne Katzendamen.

Furchtbare Auseinandersetzungen auf Leben und Tod mit Hafentratten, fast so groß wie er selbst. Fußtritte von Hafenarbeitern. Hunger, Schmerzen: Ein erbärmliches und gehetztes Leben hatte er.

Aber er lebte, er wollte weiter leben und außerdem war da irgendwann einmal noch etwas gewesen, eine Stimme in ihm.

Erst leise, sporadisch, dann immer lauter, immer öfter.

„Komm“, raunte sie in ihm.

„Komm! Du bist einer der wenigen Auserwählten. Komm!“

Erst achtete er nicht sonderlich auf die Stimme. War sie doch vielleicht eine Nachwirkung der Auseinandersetzung vom Vortag, als er einen aufsässigen Jungkater aus dem Revier hatte prügeln müssen, was ihm zwar gelungen war, aber auch eine tiefe blutende Furche auf dem Nasenrücken und einen dröhnenden Kopf eingebracht hatte.

Aber der Kopfschmerz verging, die Wunde heilte und die Stimme blieb, wurde intensiver.

„Komm über das Wasser! Komm!“

So wisperte und raunte es in ihm. Tagelang, immer lauter.

Eines Tages führte ihn ein innerer Zwang an die Mole mit den Wasserfahrzeugen, die den Pendelverkehr von Menschen und Waren zwischen den Inseln und dem Festland besorgten. Da lag ein kleines Schiff, eher ein Kutter, und eine Planke reichte von der Reling zur Mole herunter.

Kein Zweibeiner weit und breit.

„Komm! Komm“, wieder die Stimme.

Er tat einen vorsichtigen Schritt auf die Planke.

„Komm weiter!“ Er ging weiter, erreichte das Ende der Planke und blieb unschlüssig stehen.

„Weiter!“

Nach kurzem Zögern sprang er auf Deck. Er misstraute aus gutem Grund allen fremden Dingen und dieser Kutter hier war fremd! Und richtig: Kaum war er an Deck, hörte er lautes Poltern und Geschwatze. Zwei Männer trampelten in seine Richtung, sahen ihn aber nicht.

Der Rückzug war abgeschnitten, es blieb ihm nur die Flucht durch eine Luke unter Deck. Er verkroch sich hinter einem Berg übel riechender alter Fischernetze und versuchte, sich so gut es ging, unsichtbar zu machen. Sein schwarzes Fell verschmolz mit der Düsternis in dem Verschlag.

Er lauschte.

In einem Raum neben ihm erwachte dröhnend ein Motor zum Leben, der Kutter begann erst sachte, dann stärker zu schwanken und er hörte Wellenschlag außen an den Rumpf klatschen. Der Kutter hatte abgelegt!

Mit ihm an Bord.

Mit unbekanntem Ziel.

„Du bist auf dem Weg“, sagte die Stimme in ihm.

Er wusste nicht, wie lange er unter Deck versteckt hinter dem Netz kauerte. Stunden waren ihm sowieso fremd und den Stand der Sonne, Tag oder Nacht konnte er in seinem Verlies nicht wahrnehmen.

Hunger und vor allem Durst begannen ihn zu quälen. In seiner Not leckte er eine kleine Pfütze öligen Wassers auf, die auf dem Boden stand, aber recht viel besser fühlte er sich danach auch nicht.

Nach einer Ewigkeit, wie es schien, kamen erst der Kutter, dann der hämmernde Motor im Nebenraum zur Ruhe.

Fast schmerzhaft Stille.

Dann Getrampel und Stimmen über ihm, ein Geschiebe und Gepolter von schweren Gegenständen auf Deck, dann war es endgültig still.

Er stand auf, reckte die steifen Muskeln und schlich vorsichtig nach oben. Es war heller Tag, die Sonne blendete ihn. Nachdem er sich an das gleißende Licht gewöhnt hatte, sah er sich um.

Der Kutter lag festgemacht an einer kleinen Mole aus aufgeschütteten Felsbrocken, auf die man oben eine Schicht aus Beton gegossen und scheinbar laienhaft verteilt hatte. Schuh- und verschiedene Pfotenabdrücke waren in den noch frischen Beton gedrückt worden und jetzt als Vertiefungen konserviert, in denen Brackwasser und Zigarettenkippen gammelten.

Die Mole führte landeinwärts zu einer kleinen Straße, auch aus lieblos verschmiertem Beton, grobschlächtig in die Landschaft geklatscht.

Sein Blick folgte dem Straßenverlauf: Er verlor sich in einer scharfen Linkskurve um einen hoch aufragenden Felsrücken herum.

Kein Mensch, kein Tier, kein Haus weit und breit. Wo war er?

„Du bist angekommen“, sagte die Stimme in ihm.



Mitten in der Nacht schreckte Vera hoch. Lärm von draußen hatte sie geweckt. Menschen riefen durcheinander, ein Hund bellte aufgeregter.

Sie stand auf, wickelte sich das dünne Laken, das ihr als Decke genügte, um den Körper und trat ans Fenster.

Draußen schien der ganze Ort auf den Beinen zu sein.

Etwa vierzig Einwohner, Jung und Alt, waren rufend und gestikulierend auf der Straße vor der Taverne zusammen gelaufen und es kamen immer noch Nachzügler dazu. Allen sah man an, dass sie sich hastig in irgendwelche Kleidungsstücke geworfen hatten.

Die Menschen deuteten oder blickten in Richtung Westen, wo sich der Felsgürtel um Illasandria öffnete und die Straße hinausführte und wo irgendwo Choriogatos hinter den Hügeln lag.

Dort, am Horizont, leuchtete es rotgelb.

Die wenigen Wolken am Nachthimmel wurden von unten angestrahlt und warfen das Licht fahl zurück. Es war kein ruhiges Licht, wie man es als Lichtglocke über Großstädten kennt, sondern ein unruhiger, flackernder Schein, der in seinen Farbtönen nuancierte.

Es war der ferne Widerschein eines großen Feuers.

Choriogatos brannte!

Heftiges Klopfen an ihrer Tür ließ sie herumwirbeln.

„Was ist?“, rief sie.

„Ich bin's! Ioannis!“, drang es dumpf herein. „Komm schnell, wir müssen nach Choriogatos und helfen! Die anderen aus dem Dorf können oder wollen nicht, die haben Angst!“

Sie eilte zur Tür und sperrte auf.

Draußen stand atemlos Ioannis, der es sich – wie Vera leicht verlegen feststellte – trotz der offensichtlichen Eile und der Dringlichkeit der Situation nicht verkneifen konnte, einen bewundernden Blick über ihren Körper unter dem dünnen Laken wandern zu lassen, das da und dort auch noch ziemliche Einblicke erlaubte.

Vera raffte das Laken um sich zusammen und wandte sich abrupt ab.

„Gib mir ein paar Minuten zum Anziehen!“, sagte sie schroff.

„In Ordnung“, erwiderte Ioannis. „Ich warte im Auto! Mach schnell, es kann gut sein, dass die Stimmung der Leute da unten bald gegen dich umschlägt. Es ist auf jeden Fall besser, dich von hier wegzubringen! Lass das Gepäck da, zum Kofferpacken ist keine Zeit mehr!“

Er drehte sich um und polterte die Treppe hinunter.

Vera war erschreckt und verärgert.

Erschreckt über die Tatsache, dass wahrscheinlich sie für diesen fernen Feuerschein und alles Unheil, das womöglich damit zusammenhing und noch kommen mochte, von den Leuten hier verantwortlich gemacht werden würde.

Die Konsequenzen wollte sie sich gar nicht erst ausmalen.

Verärgert war sie vor allem über sich. Sie musste sich eingestehen, dass sie es unter anderen Umständen sicherlich mehr genossen hätte, sich von Ioannis so bewundernd betrachten zu lassen. Ihre schroffe Abwendung soeben war eine reichlich kindische Reaktion gewesen, weil sie sich ertappt gefühlt hatte.

„Dumme Gans!“, schalt sie sich selbst, als sie hastig in ihre Jeans stieg und sich ein Sweatshirt überzog.

Entgegen Ioannis' Rat stopfte sie noch in rasender Eile alles Erreichbare wahllos in ihren Koffer und schleppte ihn mit hinunter.

Unten wartete schon Ioannis im Auto mit laufendem Motor. Er fuhr einen schweren offenen Jeep mit Vierradantrieb und anscheinend mächtig Leistung unter der Haube. Der grollende Motor hörte sich jedenfalls so an.

Vera warf den Koffer auf die Ladefläche und sprang auf den Beifahrersitz.

Ioannis sah sie missbilligend an.

„Ohne Koffer ging's wohl doch nicht, was?“, fragte er provozierend.

Bevor Vera eine patzige Antwort geben konnte, ließ Ioannis den Motor kurz aufheulen und fuhr los, wenn auch zunächst vorsichtig, denn der Wagen wurde, nachdem Vera darin Platz genommen hatte, von den Menschen sehr schnell regelrecht eingekeilt.

Ioannis musste sich hupend und in langsamer Fahrt erst einen Weg durch die aufgebrachte Menge bahnen, die sich vor der Taverne versammelt hatte. „MAGISSA! DIABOLISSA!“, hallte es in Veras Ohren. Fäuste wurden drohend gehoben. Die Leute waren voller Zorn und Angst. Ein Funke würde jetzt genügen, und die Menge würde sich in einen aggressiven Mob verwandeln.

Endlich wichen die Letzten vor dem anrollenden Wagen nach links und rechts aus, der Weg war frei.

Ioannis gab Gas, der Jeep machte förmlich einen Satz nach vorne und raste mit röhrendem Motor aus dem Ort in Richtung Choriogatos.

Vera blickte sich um. Niemand folgte ihnen. Sie waren tatsächlich die Einzigen, die zu Hilfe eilten.

Ihr Blick blieb hinter der Rückbank des Jeeps hängen, wo in einer Halterung ein Gewehr befestigt war. Offensichtlich eine mehrschüssige Winchester, wie man sie aus Westernfilmen kannte. „Brauchen wir das?“, rief sie gegen Motorlärm und Fahrtwind an und deutete auf die Waffe hinter sich.

„Ich hoffe nicht!“, rief Ioannis zurück, ohne dabei den Blick von der schmalen Straße zu wenden, über die er in halsbrecherischem Tempo dem Feuerschein entgegenjagte.

Der Jeep bockte und schlingerte. Steine knallten an den Unterboden und gegen die Radkästen. Ioannis fuhr, alle Scheinwerfer, die der Jeep zu bieten hatte, aufgeblendet und er fuhr am Limit.

„Im Handschuhfach!“, rief er.

„Was ist da?“, fragte Vera zurück.

Der Jeep machte einen Satz über eine Bodenwelle, dass es Vera trotz Sicherheitsgurt vom Sitz hob. Die vorderen Stoßdämpfer schlugen durch und die Schutzwanne des Motors krachte auf die Straße.

„Mach es auf!“

Sie öffnete das Handschuhfach. Ein sechschüssiger Trommelrevolver lag darin.

„Nimm ihn!“, rief Ioannis. „Steck ihn ein, vielleicht ist es nötig!“

Zögernd nahm sie die Waffe an sich. Einstecken? Der hatte gut reden! Wohin sollte sie dieses Teil denn stecken? Zunächst behielt sie den Colt einfach in der Hand.

„Für ein Rettungs- oder Feuerlöschteam sind wir aber schwer bewaffnet!“, rief sie.

„Hier geht es wahrscheinlich um mehr als um Retten und Löschen!“, entgegnete er rätselhaft.

Im gleichen Moment brachte er den Jeep mit einer harten Lenkbewegung und einem vollen Tritt aufs Bremspedal zum Stehen: Sie waren am oberen Ausläufer der höchsten Erhebung angelangt, welche Choriogatos von Illasandria trennte und der Blick ging frei von oben hinab zum Meer, nahe an dessen Ufer Choriogatos lag.

Sie sprangen beide aus dem Auto und blickten hinunter zum Ort.

Vera erwartete den Blick auf ein flammendes Inferno. Gemessen an dem Feuerschein, der schon von Illasandria aus so intensiv war, musste mindestens der halbe Ort in Flammen stehen.

Was sie stattdessen sah, verschlug ihr den Atem: Choriogatos war anscheinend völlig unversehrt, aber im Halbkreis um den Ort herum, von Ufer zu Ufer, loderte eine geschlossene Feuerwand, so dass Choriogatos zur Hälfte von Feuer und zur Hälfte vom Meer umgeben war. Mehrere Meter hoch züngelten die gelben und roten Flammen, brannten aber lautlos und ohne Rauch. Die Luft darüber flimmerte.

In Choriogatos selbst, das durch die Flammen hell erleuchtet war, konnte Vera keinerlei Leben feststellen, aber außerhalb der Feuerwand, da bewegte sich doch etwas?

Auf der Rückbank des Jeeps hatte sie ein Fernglas gesehen. Sie steckte den Colt hinten in ihren Hosenbund, beugte sich in den Jeep hinein, angelte nach dem leistungsstarken Glas und richtete es dann auf die Flammen. Was sie dann plastisch und gestochen scharf sah, ließ ihr fast das Blut in den Adern gefrieren.

Außerhalb der für sie anscheinend undurchdringlichen Barriere aus Flammen und Hitze schlichen katzenartige Wesen auf und ab. In dem Blickfeld, das ihr das Fernglas bot, waren es drei dieser, dieser... ihr fehlte einen Moment lang der richtige Ausdruck, bis er ihr einfiel: dieser Kreaturen!

Sie nahm einen alten Autoreifen, der an einem Baum lehnte, als Maßstab und überschlug, dass die Kreaturen etwa drei- bis viermal so groß wie normale Hauskatzen sein mussten.

Das war an sich nichts Weltbewegendes, es gab viele Vertreter aus der Familie der Felidae, die so groß oder noch größer waren. Was Vera aber Furcht und Grauen einflößte, war das schiere Aussehen.

Diese Wesen hatten katzenartige Körper, Beine und Schwänze, aber humanoid wirkende Köpfe. Eines drehte seinen Kopf kurz in ihre Richtung und sie blickte in ein entfernt menschliches Gesicht mit schräg gestellten Katzenaugen, einer breiten Nase und einem überproportional großen Mund über einem stark fliehenden Kinn. Kein Kopfhaar, sondern ein blanker Schädel mit dreieckigen Katzenohren verstärkte den absolut fremdartigen Eindruck.

Vera spürte, wie sich ihre Nackenhaare aufrichteten.

Alles in ihr schrie nach Flucht, aber ihr Körper war verkrampft, wie versteinert. Sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen.

Aus den Augenwinkeln sah sie eine Bewegung. Ioannis hatte das Gewehr aus der Halterung über der Rückbank gerissen und machte sich auf, an ihr vorbei in Richtung dieser Wesen, die anscheinend der Hölle entsprungen waren, zu spurten.

Sie erwischte ihn gerade noch am Ärmel und riss ihn zu sich herum.

„Ioannis!“, schrie sie ihm ins Gesicht. „Was um alles in der Welt geht da unten vor sich? Was sind das für Bestien? Was wollen die? Woher kommt dieser Feuerring?“

Sie starrte ihn mit einer Mischung aus Wut und schierer Angst an. Er wich ihrem Blick aus.

„Später“, sagte er hastig. „Später bekommst du deine Antworten! Jetzt muss ich da hinunter und meinen Freunden und den Abbildern helfen! DIE EINE ist vielleicht in Gefahr! Bleib beim Wagen, benutze den Colt, wenn du musst!“

Er riss sich los und rannte im Lichtkegel der Scheinwerfer des Jeeps in Richtung der Flammen und der Kreaturen.

Vera ging die paar Schritte zum Jeep zurück und zog die Waffe wieder aus dem Hosenbund. Sie bemerkte, dass sie nass geschwitzt war und gleichzeitig am ganzen Körper zitterte. Ihr Herz schlug hoch oben im Hals, ihr Magen hatte sich schon beim Anblick der Feuerwand verkrampft.

Der Colt war schwer, lag aber gut und irgendwie beruhigend in der Hand. Aber sie hatte noch nie so eine Waffe abgefeuert. Reichte es, einfach zu zielen und den Abzug zu drücken, so wie John Wayne? Sie hoffte inständig, es nicht ausprobieren zu müssen.

Sie lehnte sich gegen den Jeep, das Metall im Rücken vermittelte ihr ein wenig das Gefühl von Sicherheit. Den Colt hielt sie mit beiden Händen schräg nach unten Richtung Boden.

So stand sie auf der Anhöhe und blickte wie von einem Logenplatz auf das, was sich unter ihr außerhalb des Feuerkreises abspielte:

Ioannis war zwischenzeitlich nahe an die erste Kreatur herangekommen. Er lief geräuschlos, mit geschmeidigen Bewegungen. Die Kreatur bemerkte ihn nicht. Ihr Blick und anscheinend auch ihre anderen Sinne waren auf die Feuerwand vor ihr gerichtet, die ihr den Zugang zu Choriogatos versperrte.

Ioannis blieb abrupt stehen, riss das Gewehr hoch und schoss.

Alles in einer einzigen fließenden Bewegung, wie Vera unwillkürlich bewundernd registrierte.

Der Schuss traf die Kreatur von hinten in den Kopf.

Vera riss entsetzt die Augen auf: Die Kreatur fiel nicht einfach tot oder verletzt um. Es spritzte oder floss kein Blut. Die Kreatur zerfiel förmlich! In weniger als einer Sekunde verwandelte sich ihr Körper in eine Staubwolke, die vom Feuersog erfasst und endgültig vernichtet wurde.

Ioannis drehte sich blitzschnell nach links. Noch in der Drehung repetierte er das Gewehr und das war nötig, denn die zweite Kreatur hatte den Vorfall bemerkt und raste mit einem infernalischem Gekreische, das so gar nicht zu dem Körper passen wollte, auf ihn zu. Ioannis zweiter Schuss erwischte sie frontal und auch sie verging in einer Staubwolke.

Eine weitere Drehung um die Körperachse und Ioannis konnte die dritte Kreatur genau in dem Moment erwischen, als sie zum Sprung auf ihn angesetzt hatte. Den geschlossen als gerade noch menschenähnlich zu bezeichnenden Mund hatte sie zu einem überproportionalen, gefletschten Maul mit langen gelben Reißzähnen aufgerissen. Die Augen waren zu schmalen Schlitzern zusammengezogen.

Die Kugel traf mitten in diese Fratze.

Das Ganze hatte keine fünf Sekunden gedauert. Vera bemerkte gar nicht, dass ihr der Mund offen stand. In namenlosem Entsetzen starrte sie weiter auf diesen Ausschnitt aus Dantes Inferno, der sich ihr bot.

Die drei Kreaturen, die sie anfangs durch das Fernglas hatte ausmachen können, waren tot. Vernichtet. Eliminiert. Wie auch immer.

Aber Vera war sich sicher, dass es da unten noch mehr von ihnen geben musste.

Ioannis war ganz offensichtlich der gleichen Meinung. Sie sah, wie er die drei verschossenen Patronen nachlud und sich dann nach rechts, entlang der Feuerwand und somit entgegen dem Uhrzeigersinn um Choriogatos herum wandte und vorsichtig weiterging.

Das Gelände im Umkreis um den Ort war übersichtlich. Auffallend übersichtlich, wie Vera jetzt feststellte. Keine Felsen, kein Gebüsch, keine natürliche oder künstliche Deckung. Nur ein paar schlanke Bäume.

„Ein Vorteil für den, der den Ort verteidigt, ein Nachteil für den oder die Angreifer“, dachte sich Vera.

Diese Übersichtlichkeit war nun auch für Ioannis von Vorteil. Die Kreaturen hatten kaum Deckung, sie konnten ihm nicht ohne weiteres auflauern. Also verlegten sie sich auf einen blindwütigen Frontalangriff.

Insgesamt fünf von ihnen sprangen plötzlich auf Ioannis los. Sie waren hinter einem Knick der Feuerwand hervorgekommen, wo diese einer kleinen Brücke über einem ausgetrockneten Bachlauf auswich.

Wieder durchschnitt das markerschütternde Gekreische die Luft, wieder peitschten Schüsse auf. Schnell hintereinander. Vier Schüsse, vier verwehende Staubwolken.

Ioannis war ein reaktionsschneller und ausgesprochen sicherer Schütze.

Die letzte der Kreaturen schlug angesichts des Schicksals der anderen im letzten Moment einen Haken und versuchte, in die Nacht zu entkommen, aber Ioannis' nächster Schuss erwischte sie von der Seite. Sie überschlug sich noch in der Luft, dann ereilte sie das Los der anderen: Sie wurde zu einer konturlosen Staubwolke.

Ioannis stand da, schwer atmend, den Kopf gebeugt und lauschte in die Nacht.

Hatte er sie alle erwischt?

Dann wären es insgesamt acht gewesen.

Er schüttelte unwillig den Kopf. Eine fehlte noch!

„SIE WERDEN KOMMEN AUS DER NACHT UND NEUN WIRD SEIN IHRE ZAHL“
hieß es in der Prophezeiung!

Da hörte er vom Jeep her einen Schuss und dann unmenschliche Schreie.

Sie war an den Jeep gelehnt dagestanden und hatte wie paralysiert auf das Geschehen vor ihr gestarrt.

Das leise, scharrende Geräusch von schräg vorne rechts hatte sie nicht wahrgenommen.

Erst als ein Schatten auf sie zuflog, riss es Vera aus ihrer Starre. Zum Heben der Waffe, geschweige denn zum Abdrücken war es zu spät.

Die Kreatur hatte den Abstand zwischen der Deckung im Dunkeln außerhalb des Scheinwerferlichts und dem Jeep im Nu überbrückt und setzte zum letzten Sprung an, den Rachen aufgerissen und die mörderischen Fangzähne gebleckt.

Der Sprung zielte auf Vera. Im letzten Moment löste sich ihre Schockstarre. Instinktiv stieß sie sich vom Wagen ab und ließ sich zur Seite fallen. Sie stürzte hart auf den Boden.

Die Kreatur prallte vor Wut aufkreischend auf die Tür des Jeeps, dahin, wo Vera noch soeben gestanden hatte. Eine tiefe Delle entstand im Blech. Die Kreatur rutschte entlang der

Tür zu Boden, kam aber sofort wieder auf die Beine, schüttelte sich kurz und blickte sich dann knurrend um.

Ihre Augen brannten in der Düsternis in einem tiefen Rot, Speichelfäden hingen aus dem Maul.

Vera war zur Seite gerollt. Die Waffe hatte sie noch in den Händen. Zum Glück war sie sportlich und trainiert. Zu Hause – mein Gott, zu Hause! – spielte sie in ihrer Freizeit Handball. Von daher hatte sie geschulte Reflexe und eine gute Körperbeherrschung und sie hatte gelernt, geschmeidig zu fallen, aber beim Handball hat man keine solchen Gegner!

Ihre Blicke trafen sich.

Vera bemerkte entsetzt, dass die starr auf sie gerichteten Pupillen der lidlosen Augen kreuzförmig waren, was den bedrohlichen und absolut fremdartigen Charakter noch mehr verstärkte.

Die Kreatur riss ihren Mund wieder zu einem Raubtierrachen auf und stieß einen der schrillen Kampfschreie aus, die Vera schon bei den anderen gehört hatte. Dann sammelte sie sich zu einem weiteren Sprung, dem Vera, auf dem Boden kauern, mit dem Jeep im Rücken, nun nicht mehr würde ausweichen können.

Zitternd hob sie die Waffe und drückte ab.

Der Schuss peitschte durch die Nacht und riss Veras Arm und Oberkörper nach hinten. Die großkalibrige Waffe wurde ihr fast aus der Hand geschlagen.

Sie hatte beim Abdrücken reflexartig die Augen geschlossen. Deshalb und auch aufgrund ihrer Unerfahrenheit im Umgang mit so einer Waffe ging der Schuss vorbei. Einen halben Meter neben dem Ziel schlug die Kugel mit einer kleinen Staubfontäne ein.

Die Kreatur kreischte schrill und triumphierend auf und setzte zum Sprung an.

Vera schloss die Augen.

Das war es dann wohl gewesen!

Bestialische Schreie ließen sie die Augen wieder aufreißen.

Vor ihr wälzte sich ein Bündel aus Körpern im Staub.

Im Zentrum die im höchsten Diskant kreischende Kreatur. Vera glaubte, ihr Trommelfell müsse jeden Moment platzen.

An der Kreatur hingen vier Katzen, die sie in stummer Entschlossenheit am Kopf und den Flanken gepackt hielten und sie langsam und unerbittlich niederrangen.

Die Kreatur wehrte sich wie rasend. Sie wälzte sich über den Boden, versuchte, nach den Gegnern zu schnappen. Ihre Tatzen mit den dolchartig ausgefahrenen Krallen schlugen durch die Luft.

Staub wirbelte auf. Ausgerissene Grasbüschel und Steine flogen herum, prasselten gegen den Jeep.

Das Gekreische ging allmählich in Schreien und dann in ein Winseln über, die Bewegungen der Kreatur wurden langsamer, kraftloser.

Zwei der Katzen hatten nun ihre Kehle gepackt und schnürten diese erbarmungslos ab.

Vera schaute entsetzt zu, unfähig, irgendwie zu handeln.

Schließlich war das Wesen verstummt.

Ungläubig sah Vera, wie eine der Katzen, die höchstens ein Viertel des Körpergewichts ihres Gegners haben konnte, den leblosen Körper mit den Zähnen im Genick packte, wie eine Ratte hin und her schüttelte und ihn dann im hohen Bogen wegschleuderte. Auf dem Scheitelpunkt seines Flugs zerfiel der Körper zu einer Staubwolke.

Wie die acht anderen vor ihm auch.

„Vera! Vera!“

Atemlos kam Ioannis den Hang hoch gestürzt. Er ließ das Gewehr fallen und rannte auf sie zu.

Mühsam stand sie auf und stützte sich zitternd am Jeep ab. Ioannis schloss sie in seine Arme.

„Vera!“ Er strich ihr über das Haar.

„Alles in Ordnung, geht es dir gut?“

Er schaute sie an. Sein Gesicht war staubig, Bahnen von Schweiß glänzten darin. Wahrscheinlich sah sie nicht viel besser aus, nur dass sich bei ihr nun auch Tränen ihren Weg durch den Schmutz bahnten.

„Sag doch was! Bist du verletzt?“

Sie schüttelte stumm den Kopf.

Dann holte sie aus und gab Ioannis eine Ohrfeige, die wie ein letzter Schuss durch die Nacht hallte.

„Ioannis Kostanidis! Ich glaube, spätestens jetzt ist eine Erklärung fällig! Und angesichts dessen, was hier soeben passiert ist, sollte es eine verdammt gute Erklärung sein!“, fauchte sie ihn an.

„Was geht hier vor? Was waren das für Höllenwesen? Und woher kommen bitteschön die da plötzlich?“

Sie deutete auf die vier Katzen, die regungslos da saßen und die Szene, die sie Ioannis soeben machte, anscheinend interessiert verfolgten.

Ioannis rieb sich die Backe.

Vera hatte ihr ganzes Entsetzen über das Geschehene und auch ihre Wut, ihre unterdrückten Fluchreflexe und ihre Erleichterung in den Schlag gelegt. Mit rechts. Ihr Wurfarm beim Handball.

Er schaute verlegen zu Boden.

„Du hast ja recht, *kali mou*“, sagte er.

Zu seinem Glück verstand Vera nicht, was er soeben zu ihr gesagt hatte. Es wäre sonst durchaus möglich gewesen, dass sie noch mal mit ihrem Wurfarm ausgeholt hätte.

„Mein Liebes“ wäre jetzt und in dieser Situation mit Sicherheit nicht gut bei ihr angekommen.

So schaute sie ihn nur an und wartete auf eine Antwort.

„Komm mit ins Dorf, nach Choriogatos“, sagte er schließlich leise. „Das ist eine lange Geschichte, und ich fürchte, du wirst mir nichts glauben!“

„Nach dem, was ich soeben erlebt habe, bin ich in der Lage, mir Einiges anzuhören und vielleicht auch bereit zu glauben! Recht viel schlimmer kann es wohl nicht mehr kommen, oder?“

Er schaute sie wie ein ertappter Schuljunge an.

Vera schüttelte den Kopf. OK, sie war einerseits wütend auf diesen jungen Griechen, dem sie die ungeheuerlichste Geschichte zu verdanken hatte, die man sich nur vorstellen konnte und in der sie beinahe ihr Leben gelassen hätte, aber andererseits: seine charmante, zurückhaltende und etwas unbeholfene Art, wie er sie vor wenigen Stunden beim Abendessen angeflirtet hatte und dann seine Blicke, als sie nur in das Laken gehüllt vor ihm stand. Und wie er sie vorhin in die Arme genommen hatte. Seine um Vergebung bittenden Augen, mit denen er sie nun ansah!

Ein warmes Gefühl stieg in ihr auf. Sie seufzte.

„Vera-Mädchen“, sagte sie zu sich selbst. „Pass auf, die Symptome kennen wir. Das ist deutlich jenseits des Flirt-Levels. Du bist dabei, dich ernsthaft zu verlieben!“

Sie lächelte schwach.

„Gut, gehen wir! Und was ist mit denen da?“ Sie zeigte wieder auf das Katzenquartett. „Sind die in deinen Erklärungen auch enthalten? Immerhin verdanke ich ihnen mein Leben.“

Ioannis sah sie ernst an.

„Ja, sie sind auch enthalten. Du bekommst alles erklärt. Aber ich warne dich. Das, was soeben alles passiert ist, ist nur ein kleiner Teil einer großen Geschichte. Ein Vorgeplänkel. Mach dich auf das Unglaublichste und noch mehr gefasst. Wenn du jetzt mit mir ins Dorf kommst, wirst du Teil dieser großen Geschichte. Für immer. Du könntest jetzt noch umkehren. Bleibst du bei mir, ist es zu spät. Dann wird dein Leben von jetzt an bis zum Ende in ganz anderen Bahnen verlaufen!“

Sie blickte ihn an.

Da war kein Spott in seinem Gesicht, nur tiefer Ernst und Besorgnis.

Sie fühlte, wie sehr sie sich mittlerweile zu diesem jungen Mann und dem Geheimnis, das ihn zu umgeben schien, hingezogen fühlte. Langsam hob sie die Hand. Ioannis zuckte zurück.

„Keine Angst“, sagte sie lächelnd. „Ich schlage selten zweimal zu. Ja, ich komme mit, aber du musst mir versprechen, dass du mich in Zukunft nicht mehr allein irgendwo an dein Auto gelehnt zurücklässt, um Monster zu bekämpfen. Wenn schon, dann will ich dabei sein, an deiner Seite!“

Hatte sie das gerade wirklich gesagt? Streichelte sie gerade wirklich mit derselben Hand, die zuvor kräftig zugeschlagen hatte, diese vom Schlag noch heiße Stelle auf seiner Backe?

„Vera Kremser, was geht in dir vor?“, fragte sie sich. Woher dieser Anflug von Wagemut und Draufgängertum?

Ioannis sah sie zärtlich an.

„*Kali mou!*“

Irgendwie ahnte sie jetzt, was er gerade gesagt hatte. Und als er sie sanft an sich heranzog und zärtlich küsste, wusste sie es auch.

Den Jeep ließen sie auf der Anhöhe stehen. Hand in Hand gingen sie in Richtung Choriogatos. Die vier Katzen folgten ihnen wie auf Befehl.

Der Feuerkreis war verschwunden, erloschen. Wo er gelodert hatte, war der Boden unversehrt, das Gras und die Sträucher nicht geschwärzt oder verbrannt.

Der Weg nach Choriogatos war frei.

Im Osten rötete sich langsam der Himmel. Ein neuer Tag brach an.



N'gahar fuhr mit einem Schrei von seiner bequemen Liege hoch. Er war klatschnass geschwitzt, seine Robe hing an ihm wie ein nasser Lappen. Er setzte sich aufrecht hin und blickte keuchend um sich.

Er befand sich im Cheram-dir, dem Versammlungs- und Schulungsraum des Heiligtums. Links und rechts von ihm standen jeweils vier weitere Liegen, einen Halbkreis bildend, zu dessen Brennpunkt ihre Kopfenden wiesen. N'gahar war als letzter erwacht, die acht anderen Traumkämpfer saßen oder lagen bereits wach auf ihren Liegen. Alle zeigten die gleichen Zeichen von Anstrengung und Erschöpfung.

N'gahar war als letzter erwacht, weil er als letzter gestorben war.

Der Traumkämpfer, der sich gerade direkt links von ihm auf seiner Liege aufrichtete, fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie um einen bösen Traum zu verscheuchen. Dann richtete er das Wort an N'gahar. Seine Stimme war matt.

„Wir bitten um Vergebung, edler Meister“, sagte er. „Meinen Mitkämpfern und mir ist es noch nicht gelungen, den Ring zu durchbrechen. Und mit dem Kämpfer, der uns in den

Rücken fiel, konnten wir nicht rechnen. Seine Waffe war tödlich für uns. Wir sind noch nicht ausreichend gefeit dagegen!“

N'gahar nickte.

„Wir sind auch noch nicht genug gegen diese seltsamen Katzen gewappnet“, sagte er grimmig. „Ich musste es am eigenen Leib erfahren!“



Sie erreichten Choriogatos zehn Minuten später, als die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont fingerten und die Blässe der Dämmerung langsam den Farben des Tages wich.

Choriogatos lag nahe, aber nicht direkt am Meer. Zwischen dem Strand und dem Dorf ragte ein vorgelagerter Felssporn auf, der das Dorf vom Meer her unsichtbar machte.

Damit hatten sich die ersten Bewohner von Choriogatos seinerzeit vor den Blicken vorbeisegelnder Piraten versteckt, die bevorzugt unbefestigte Küstendörfer und -städte angriffen und plünderten.

Vom Dorf führte eine Betonpiste um den Sporn herum zu einer aus Felsbrocken aufgeschütteten Mole, wo kleinere Versorgungsschiffe festmachen und ihre Ladung löschen oder Passagiere absetzen und aufnehmen konnten. Neben der Mole war ein Bootshaus errichtet.

Der Ort selbst bestand aus einer größeren Anzahl von Häusern, die zumeist im typischen mediterran-griechischen Stil errichtet waren: ein-, höchstens zweigeschoßige Häuser mit einfachem Grundriss, kleinen Fenstern und flachen Bungalow-Dächern.

In vielen Fällen war eine der Hauswände in eine Mauer integriert, die einen kleinen Innenhof umgab.

Weiß, kalkweiß war die vorherrschende Wandfarbe, aber es gab auch einige Häuser in sanften Ocker- oder Gelbtönen. Kontrastierend dazu das Himmelblau oder Ochsenblutrot, in dem die meisten Holzteile gestrichen waren, die Türen, Fensterstöcke und Fensterläden.

Die Häuser standen dicht gedrängt, die Straßen dazwischen schmal und eher Wege und Gassen zu nennen.

Die meisten Häuser und Innenhöfe waren mit liebevoll gepflegten Blumen, Pflanzen und blühenden Sträuchern geschmückt: Geranien, Rosen, Palmen, Hibiskus- und Gummibäumen, Rhododendren, Malven und Agaven. Rosmarinbüsche verbreiteten harzigen Duft, Bougainvilleen quollen wie rote und weiße Wasserfälle über die Mauern. Wilder Wein und Efeu wetteiferten miteinander. Manche der engen Gassen waren in Dachhöhe der Häuser regelrecht überwuchert.

„Das ganze Dorf ist wie ein Dornröschenschloss“, dachte Vera.

Die Straße von der Mole her endete im Zentrum auf der *Plaka*, dem Dorfplatz, der von einer riesigen Platane beschattet wurde, in der jetzt am Morgen die Spatzen lärmten.

An einer Schmalseite der *Plaka* lag eine Taverne, direkt gegenüber die kleine Kirche mit dem offenen Glockenturm.

Ein kleiner Brunnen plätscherte vor sich hin.

Vera sah sich um.

Choriogatos atmete Ruhe und Abgeklärtheit aus jeder Mauerritze. Alles machte einen äußerst friedlichen, heiteren und gepflegten Eindruck.

Nichts, aber auch gar nichts wies auf den furchtbaren Kampf hin, der noch vor einer Stunde vor den Toren dieser Idylle stattgefunden hatte.

Es war ruhig.

Irgendwie unnatürlich ruhig, fand Vera. Sie hatte erwartet, die Dorfbewohner in erregter Debatte, in Aufruhr anzutreffen.

Aber es gab keine Bewohner, jedenfalls war kein Mensch zu sehen.

„Ioannis, wo sind die Menschen, wo sind die Dorfbewohner?“, fragte sie.

Ioannis schwieg und zog sie weiter.

Von der *Plaka* aus ging es sanft aber stetig bergauf, durch die kleinen Gassen, die ab und zu von Treppen unterbrochen waren. Es ging links und rechts um Haus- und Mauerecken und schon bald hatte Vera die Orientierung verloren.

Die Häuser sahen irgendwie alle gleich aus, es gab keine hervorstechenden baulichen Merkmale oder Eigenheiten, die einem behilflich sein konnten, sich zurechtzufinden.

Und alles menschenleer. Ein Geisterdorf!

Oder doch nicht?

Kurz, nachdem Vera festgestellt hatte, dass Choriogatos bei all seiner pitoresken Schönheit und Gepflegtheit offensichtlich unbewohnt war, beschlich sie mehr und mehr das Gefühl, dennoch beobachtet zu werden.

Je länger sie mit Ioannis durch das Gassengewirr ging, um so intensiver wurde das Gefühl.

So, als ob ihr ständig jemand von hinten auf den Rücken starren würde.

Vera fühlte zuletzt förmlich die Blicke, die sie verfolgten. Aber sie konnte nichts und niemanden sehen, der sie dermaßen anstarrte, dass es ihr körperliches Unbehagen bereitete.

War es Einbildung?

Eine Überreaktion ihrer durch die kürzlichen Ereignisse überreizten Nerven?

Ihr Blick wanderte hin und her: keine verstohlenen Beobachtungen hinter Gardinen hervor oder aus spaltbreit geöffneten Türen. Niemand außer ihr und Ioannis schien im Dorf zu sein.

Verdammt! Sie war doch nicht verrückt! Sie SPÜRTE diese Blicke doch!

Sie fühlte sich regelrecht ausgezogen, seziert, durchleuchtet, geröntgt!

„Ioannis, das ist unheimlich! Irgend jemand verfolgt uns mit Blicken, egal wo wir sind!“

Ioannis blieb stehen. Er blickte sie ernst an und deutete dann stumm über Veras Schulter hinter sie und nach oben.

Vera drehte sich um und sah hoch.

Auf dem flachen Hausdach hinter hier saß eine Katze und blickte aus großen aufmerksamen Augen auf sie herab.

Vera ließ den Blick weiter wandern. Auch auf dem Hausdach daneben saß statuenhaft eine Katze und fixierte sie.

Jetzt, wo sie wusste, wohin sie schauen musste, nahm Vera immer mehr Katzen wahr. Sie befanden sich durchwegs auf erhöhten Posten. Auf den flachen Hausdächern, auf Balustraden, Erkern, Balkonen und Mauerkronen. Ein gutes Dutzend mindestens in Veras Blickfeld. Weiß der Himmel, wie viele es insgesamt waren.

Manche saßen, manche lagen bäuchlings und blickten über ihre Vorderpfoten auf Vera herab. Keine bewegte sich, nur die Ohren zuckten ab und zu. Und alle hatten ihre unergründlichen Augen auf Vera gerichtet.

Kein Wunder, dass sie sich beobachtet fühlte!

„Ioannis!“ Sie umklammerte seine Hand.

„Es wird Zeit für deine Erklärungen! Was ist da vorhin vor dem Dorf passiert und warum? Was machen all diese Katzen hier? Warum werde ich von ihnen angestarrt wie ein Eindringling?“

„Ich weiß, wer du bist, welcher Gesinnung du bist und wessen Diener du bist. Aber sie wissen es nicht und solange sie es nicht wissen, werden sie dich als Eindringling betrachten“, sagte er.

Vera starrte ihn verblüfft an.

Was waren das denn plötzlich für gestelzte Worte aus seinem Mund? Sie wollte protestierend antworten, aber er erstickte mit einer energischen Handbewegung ihren Protest schon im Ansatz.

„Das ist ihr gutes Recht“, sagte er. „Es ist ihr Dorf!“



Wenn er allein sein wollte, zum Nachdenken und zum Vervollkommen seiner Pläne, kam N'gahar meistens ins Allerheiligste der Anlage.

In das Herz des unterirdischen Komplexes, in die Keimzelle, um welche herum alles andere im Laufe der Jahrhunderte gewachsen war: in den Tempel der Sachmet.

Wer bereits andere Zeremonialräume des Palasts in ihrer dezenten Pracht kannte und daher von dem Zentralraum der ganzen Tempelstadt eine überschwängliche Ausstattung erwartete, wurde herb enttäuscht.

Zwar war der Haupttempel der größte Raum in dem Höhlensystem, ein regelrechter Felsendom mit einer Ausdehnung von sechzig Metern im Quadrat und einer Höhe von fast fünfundzwanzig Meter, aber gleichzeitig war er überraschend schmucklos, fast karg ausgestattet.

Den einzigen Luxus stellte ein aufwendiger Mosaikboden aus verschiedenfarbigen Kieselsteinen dar, die ein kompliziertes abstraktes Muster bildeten.

Mittig im Raum erhob sich ein hüfthohes Podest aus poliertem schwarzem Stein mit einer Grundfläche von vier mal vier Metern. Ein kompliziertes System aus Spiegeln vermochte bei Bedarf die Stelle, wo das Podest stand, mit von der Oberfläche herabgeleitetem Sonnenlicht zu beleuchten.

Eine Abteilung der Na'ar war dann dafür zuständig, die Hauptspiegel der wandernden Sonne nachzuführen.

Auf dem Podest stand eine acht Meter hohe Kolossalstatue einer Frau. Sie war kunstvoll aus weißem Marmor gearbeitet und in echte, kostbare Gewänder aus golddurchwirkten Stoffen gekleidet.

In der linken Hand trug sie das Zeichen des Anch, ein Kreuz mit einem Ring und in der rechten Hand das Was-Zepter.

Am auffälligsten war der Kopf. Es war der Kopf einer Löwin mit einer Scheibe auf dem Scheitel, die auf den ersten Blick an einen Heiligenschein aus christlichen Bild Darstellungen erinnerte. Um die Scheibe wand sich eine Schlange, die uralte, tödliche Uräusschlange.

Der Blick des Löwenkopfes war stolz und geradeaus ins Nichts gerichtet. Die Haltung des Körpers kerzengerade und hoheitlich.

Sachmet.

Sachmet, die Mächtige, die löwenköpfige Kriegsgöttin.

Die Bekämpferin der Dämonen.

Sachmet, die mit Pfeilen die Herzen der Feinde durchbohrt, die mit der Glut des Feuers wüten kann.

Sachmet, die die Krankheiten und Seuchen schickt.

Sachmet, die unberechenbare, starke und mutige Schwester der Bastet. Immer bereit, ihren Löwenmut unter Beweis zu stellen, aggressiv, nur mit Opfergaben und Gebeten zu besänftigen. So wurde sie hier gefürchtet und verehrt.

Und damit verkannt.

Dafür hatte N'gahar gesorgt. Schon vor fast zwei Jahrhunderten hatte er systematisch damit begonnen, das Bild zu verändern, das Sachmet in den Köpfen und Herzen der Menschen hervorrief.

N'gahar entstammte einem uralten Priestergeschlecht. Sein Vater und seine Vorväter hatten dem zunehmenden Verfall des Sachmet-Kultes ohnmächtig zusehen müssen. Schon in jungen Jahren hatte N'gahar sich daher seine eigenen Gedanken über seine Göttin und seine Stellung zu ihr gemacht. Es waren zunehmend revolutionäre Gedanken, voller Blasphemie, aber N'gahar hatte nichts zu befürchten: Er war schließlich der einzige verbliebene Priester gewesen, es gab niemanden, der ihn zur Rechenschaft hätte ziehen können.

Er war wochen- und monatelang durch die Räume und Höhlen der Tempelanlage gestreift, hatte sich durch halb verschüttete Gänge in Räume vorgearbeitet, die Jahrhunderte lang niemand mehr betreten hatte.

Er hatte uralte Schriften auf mürbem Pergament und Papyrus gefunden, verstaubt und vergessen, in denen sagenhaftes Wissen, Magie in höchster Vollendung festgehalten war. Schließlich hatte er dann den Turut-mar, das Planetarium, entdeckt und Jahre mit der Enträtselung seines Geheimnisses verbracht.

Endlich hatte sich ihm die Bedeutung erschlossen und er hatte die einzigartige, nur alle 1996 Jahre wiederkehrende Gelegenheit erkannt, die sich ihm bot. Schon vor mehr als zweihundert Jahren war es ihm gelungen, Sachmet einen Pakt abzuringen, der ihm Alterslosigkeit gewährte. N'gahar hatte im Alter von achtundvierzig Jahren aufgehört zu altern. Dafür hatte er Sachmet Unterstützung bei der Wiedervereinigung mit ihrer Schwester zugesichert.

Es galt, einige höchst irdische Hindernisse zu beseitigen, wofür Sachmet menschliche Hilfe benötigte oder zumindest gerne in Anspruch nahm. N'gahr hatte diese Hilfe angeboten und war dafür mit Mächten ausgestattet worden, die das menschliche Vorstellungsvermögen sprengen.

Er hatte die Tricks und Kniffe seiner Vorväter durchschaut, die Sachmet gleichzeitig glorifiziert und verteufelt hatten, um dem ungebildeten Pöbel Angst einzujagen, und damit die Stellung der Priester, die ja anscheinend als einzige Sachmet besänftigen konnten, zu festigen.

Er gedachte, dieses Vorgehen wieder anzuwenden, aber in einer weitaus perfideren Form: Sachmets Verschmelzung mit Bastet stand bevor.

Diese galt es nicht zu fördern, wie es Sachmets Wunsch war, als sie die Kooperation mit ihm einging, sondern zu verhindern.

Alleine für sich waren die beiden Gottheitswesen beherrschbar – Bastet war sowieso die sanfte Seite und auch die grimmige Sachmet konnte er mittlerweile beherrschen. Ihre

sagenhaften Fähigkeiten, aktiv in das Leben der Menschen einzugreifen, und beispielsweise Seuchen und Kriege zu bringen, waren letztendlich nur ein Bluff ihrer Priester gewesen.

Sicher, sie hatte göttliche Kräfte, er machte sie sich ja auch zu Nutze. Aber er konnte sie gewissermaßen abzapfen, ohne dass sie das hätte verhindern können. Sein Weg an die Macht, an die Weltherrschaft stand offen.

Und einmal dort angelangt, würde er die nächsten 1996 Jahre auch dort bleiben.

Er hatte mit simplen Taschenspielertricks eine Schar ihm treu ergebener Anhänger um sich geschart.

Er hatte die Su'uurs und Na'aars rekrutiert und geschult und durch sie den alten Anlagen wieder zu neuem Glanz verholfen.

Und er hatte seine acht Priester im Strom der Zeit aufgesammelt und auf sich eingeschworen.

Sie wussten nicht, dass er sie missbrauchte, sie glaubten ihm bedingungslos. Deshalb glaubten sie ihm auch, dass es Sachmets Wille sei, Bastet und ihre Anhänger zu vernichten, um alleine ihren Platz im göttlichen Gefüge zu behaupten.

Sie glaubten, ergebene Diener ihrer Göttin zu sein. Stattdessen waren sie nichts anderes als ein willfähiges Werkzeug seiner Pläne.

Hatte er die verwirklicht, würde er sie nicht mehr brauchen.

Er sah geringschätzig zu der Statue auf. Arroganter Stolz kam in ihm auf.

Wann hatte es das je gegeben, dass ein Mensch eine Göttin für seine Zwecke einspannte? Aber war er eigentlich noch ein Mensch? War er, der quasi Unsterbliche, nicht schon auf dem Weg zur Gottheit?

Jedenfalls fühlte er sich so. Er stand kurz vor dem Triumph seines Lebens!



Alles und nichts war in diesem einen Raum.

Einem namenlosen Raum, der von einer unbeschreiblichen Vergangenheit zu einer unbeschreibbaren Zukunft reichte. Wo es kein Woher und Wohin, keine Grenze, keinen Anfang und kein Ende, kein Werden und Vergehen gab. Wo die Zeit greifbar und die greifbaren Dinge zeitlos waren.

Ein wesenloser, unsagbarer, in Starrheit pulsierender Raum, zum Bersten gefüllt mit Nichts. Kleiner als ein Atom mit gleichzeitig unendlicher Ausdehnung und Myriaden von Galaxien in sich. Erhellte von tiefem Schwarz, verdunkelt durch grelles Licht. Ein unbeschreiblicher, dimensionsloser Raum.

In diesem Raum manifestierte sich die Frage.

Sie wurde nicht gesprochen und war doch da.

Sie wurde nicht gehört und doch beantwortet.

Denn die Antwort stellte sich neben die Frage.

„Schwester, was machen sie in unserem Namen?
Sie lügen und morden!“

„Schwester, du irrst.
Sie machen es in deinem Namen!“

„Verzeih Schwester, du hast Recht!“

Die Zeit kam und verging.
Oder stand still und sprang über Äonen vor und zurück – unerheblich.

„Schwester, ich habe keine Macht über das Geschehen!“

„Was geschehen ist, musste geschehen.
Was geschehen wird, muss geschehen.
Das liegt außerhalb unserer Macht!“

„Verzeih Schwester, du hast wieder Recht!“

Milde Heiterkeit erfüllte den Raum.

„Du bist von jeher der Zorn und das Ungestüm
und ich die Sanftheit und das Innehalten.
Das gereicht zu ihrem Tun.
Sie handeln im Zorn und damit in deinem Namen.“

„Ja, ich bin der Zorn! Aber ich kämpfe nur,
wenn ich muss und nicht, wenn ich möchte.
Ich bin Herrin des Kampfes um des Friedens willen!
Aber dieser Frevler und seine verblendeten Diener
kämpfen allein für sich,
missbrauchen meinen Namen!“

„Löwin, bezähme dich!
Die Vereinigung in unserem Vater wird kommen.
Sanftmut löscht den Zorn

und der Zorn erregt die Sanftmut!
Die Einigkeit wird ausgeglichen sein!“

Dann schwieg der Raum wieder und die Stille durchschnitt die Zeit.

